№ 11. Morgenblatt.
Mittwoch, 8. Januar.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.
Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.
Redaktion und Haupt-Expedition: W. Lützowstraße 105.
Annahmestellen für Abonnements u. Inserate: W. Kronenstraße 46. O. Cr. Frankfurter Str. 57, SO. Kottbuser Str. 1, S. Kommandantenstr. 58, N. Chausseestr. 67, O. Neue Schönhauserstr. 5.
Druck und Verlag: „Gutenberg", Druckerei und Verlag, Act.-Ges. Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Gratis-Beilage: „Gutenberg's Illustrirtes Sonntagsblatt."

Berlin. 1902. — 50. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich zwei Mal täglich pugestellt 4,50 M
nur Morgens „ 4,— „
Monatlich zwei Mal täglich „ 1,50 „
„ nur Morgens „ 1,35 „
Wöchentlich 35 Pfennig.
Beim Geldabholen aus der Expedition: Quartal 3,25 M., Monat 1,10 M., Woche 30 Pf.
Einzelne Nummer: 10 Pfennig.
Bei allen Deutschen Postanstalten pro Quartal 4,50 M., monatlich 1,50 M.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Russen, Polen und Deutsche.

Von deutsch-nationaler Seite schreibt man uns aus Posen:

Das Gnesener Urtheil in der Wreschener Angelegenheit hat vorläufig vielerlei zur Folge gehabt: einmal zeigte es die Solidarität aller Slavenstämme in geradezu überraschender Weise; zweitens brachte es eine sehr bemerkenswerthe Annäherung der Russen an die Polen zu Stande; drittens veranlaßte es außer Polen und Russen sogar die in dieser Sache außer der Schußlinie stehenden Engländer, Amerikaner, Irländer und Italiener zum stellenweisen Boykott deutscher Waaren und setzte schließlich die polnische Frage in Frankreich, Italien und England, wo sie schon längst zum politischen Ladenhüter geworden war, wieder auf die Tagesordnung.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß das Polenthum in der letzten Zeit infolge der Wreschener und Gnesener Vorgänge in der zivilisirten Welt an Sympathien gewonnen hat, was Hakatisten und Alldeutsche auch sofort herausfanden. So berichtete schon unter dem 9. Dezember v. J. eine Reihe hakatistischer Berliner Blätter über „ein gemeinsames Vorgehen Rußlands, Oesterreichs und Deutschlands gegen die Polen". Man wollte angeblich in Warschau Briefschaften bei maßgebenden Polen gefunden haben, die „höchst kompromittirenden Inhalts betreffs des Vorgehens gegen die russische Regierung gewesen sein sollten". Bald darauf meldete ein Berliner Blatt, daß während des Aufenthalts des russischen Thronfolgers in Berlin auch die polnische Frage besprochen worden sei, und daß dabei die deutsche Reichsregierung Rußland die Versicherung gegeben habe, daß es bei irgend einer gefährlichen Entwickelung der polnischen Frage gegen Rußland auf die Unterstützung Deutschlands rechnen könne." Alle diese Meldungen, die letzte inbegriffen, haben sich als äußerst seite Enten entpuppt. Rußland hat bisher dem Liebeswerben des Grafen Bülow behufs eines gemeinsamen Rittes gegen das Polenthum ein eisiges Schweigen entgegengesetzt, und auch Oesterreich denkt garnicht daran, eine Aktion gegen die Polen zu unternehmen.

Die Polen finden sogar in Rußland wegen des Gnesener Urtheils und der Wreschener Affaire fortgesetzt neue Sympathien. Kein einziges russisches Blatt, die amtlichen und halbamtlichen russischen Organe inbegriffen, hat sich auf die Seite der preußischen Regierung und gegen die Polen gestellt. Im Gegentheil haben die kleinsten wie die größten russischen Blätter in der lebhaftesten Weise für die preußischen Polen Partei ergriffen und thun es noch heute. Eines der maßgebendsten Petersburger Blätter, die „Nowoje Wremja", schrieb sogar kürzlich anläßlich der Reichstagsrede des Grafen Bülow: „Russen und Polen sind beides Slawen, und in Anbetracht der heutigen Verhältnisse stehen die Russen den Polen viel, viel näher, als den Deutschen. Blut ist kein — Wasser!"

Ist doch wiederholt in letzter Zeit gemeldet worden, daß Russen und Polen sich gemeinsam verbunden haben, um die Deutschen wirthschaftlich zu boykottiren. Im Uebrigen ist es vollständig falsch, wenn hakatistische Blätter mit mehr Eifer als Geschick fortwährend bemüht sind, russisch-polnische Gegensätze ausfindig zu machen und das Loos der preußischen Polen in einem konstitutionellen Staate gegenüber den russischen Polen in dem absolutistisch regierten Rußland zu preisen. Den Haß, den Alldeutsche und Hakatisten gegen die preußischen Polen hegen, kennen die Russen gegen die russischen Polen nicht und sie verstehen ihn auch nicht.

Russen und Polen sind beide Slaven. Die schroffen Gegensätze, die früher zwischen dem russischen Polenthum einerseits und der russischen Bureaukratie und Soldateska in Russisch-Polen andererseits bestanden, sind in der Hauptsache ausgeglichen. Jetzt herrscht schon seit Jahren zwischen Russen und Polen des Weichselgouvernements ein leidlich befriedigendes Verhältniß, das neuerdings nach dem Gnesener Prozeß theilweise ein ganz freundschaftliches geworden ist.

In nationaler und sprachlicher Hinsicht stehen sich die russischen Polen wesentlich anders, als die preußischen. In keiner preußischen Volks- oder Mittelschule wird der polnischen Jugend polnischer Sprachunterricht ertheilt, wie's in Russisch-Polen der Fall ist. An den russischen Gymnasien des Weichselgouvernements wird nicht nur polnischer Lese- und Schreibunterricht ertheilt, sondern auch polnische Grammatik und Literatur. In ganz Russisch-Polen erhält das Publikum auf den Eisenbahnen, auf der Post, Telegraphie, bei allen Verwaltungsbehörden x. auf polnische Fragen stets polnische Antworten. Die Landräthe in Russisch-Polen sprechen alle polnisch mit dem Publikum, die russischen Beamten und Offiziere, die aus dem Innern des Reiches nach Russisch-Polen versetzt werden, lernen sehr schnell polnisch und sprechen mit dem Publikum amtlich und außeramtlich polnisch.

Der wichtigste Punkt bleibt aber die wirthschaftliche Seite. Das Slaventhum in Preußen, ebenso wie in Oesterreich und in Rußland wird immer kaufkräftiger und wirthschaftlich stärker. Mehr und mehr wächst es sich auch zu einer geeinten, wirthschaftlichen Macht aus. Trotz kleiner Differenzen gehen heute die beiden hauptsächlichsten slavischen Volksstämme in Oesterreich: Tschechen und Polen Hand in Hand. Die kleinen Nationen: Serben, Kroaten und Slovenen schließen sich dem wirthschaftlichen Boykott des Deutschthums mehr und mehr an und im preußischen Polen existirt wie neulich ein hakatistisches Blatt, in der Stadt Posen schrieb, die legendäre polnische Wirthschaft schon längst nicht mehr. In Russisch-Polen bilden heute Russen und Polen gegenüber dem Deutschthum infolge des Gnesener Prozesses eine geschlossene Masse. Bei den Sammlungen für die Wreschener haben sich die russischen Offiziere und Beamten ebenso gut betheiligt, wie die sogenannten großpolnischen Agitatoren in Posen und Westpreußen. Die maßgebenden russischen Blätter kämpfen heute Schulter an Schulter mit den Wreschener und Posener polnischen Organen gegen das Deutschthum. Je weiter das Polenthum in Rußland wirthschaftlich erstarkt — und das ist gegenwärtig der Fall — desto schwerer wird der deutsche Fabrikant und Exporteur seine Hand zu fühlen bekommen. Daß sich die Polen den Russen gern nähern, möchten wir nicht gerade behaupten, aber sie glauben, es bleibe ihnen, falls sie nicht durch die preußischen Räder vollständig zermalmt werden wollen, nichts weiter übrig. Das in Prag erscheinende Organ der tschechischen Katholiken „Katolicke Listy" erklärte neulich in einem Artikel „Russen und Polen" überschrieben, daß die Verfolgung der Polen in Preußen eine Annäherung der Polen an Rußland unbedingt zur Folge haben müsse.

Die alte polnische Generation in Preußen wie in Rußland, die da spielte und trank und lustig in den Tag hineinlebte, stirbt aus. Die junge Generation hat arbeiten gelernt, und die gegenwärtige slavische Jugend lernt es noch mehr. Rußland und Galizien brauchen immer weniger deutsche Ingenieure, Techniker, Chemiker, Architekten u. s. w. Heute wird in Rußland schon überall der tüchtige polnische Techniker und Ingenieur vor dem ebenso tüchtigen deutschen bevorzugt, eben weil jener ein Slave ist. Die wirthschaftliche Einheit des Slaventhums in Rußland, Oesterreich und Preußen ist vorläufig noch nicht vollständig vollzogen, sie hat aber die letzten Jahre schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht und ist gerade durch das Gnesener Urtheil auf das außerordentlichste gefördert worden. Es ist schade, daß man in Deutschland noch so wenig russisch versteht, man würde sonst eine Vorstellung von dem in Rußland immer mehr anschwellenden Deutschenhasse erhalten, der auch in rein wissenschaftlichen russischen Zeitschriften zu finden ist. Die preußische Polenpolitik arbeitet unbewußt zu Gunsten des Panslavismus.

Auch die Polen aller drei Reiche können der deutschen Regierung nicht gar zu viel Schwierigkeiten bereiten, aber als ein Glied der großen slavischen Völkerfamilie und unter den Fittichen Rußlands sind sie eine Macht, mit der das Germanenthum zu rechnen hat. Daß die heutige preußische Polenpolitik nur die Slaven von der Ostsee bis zum schwarzen Meere und von dem Ural bis zur Warthe, Oder und Moldau zusammenschweißt und zwar in einem antideutschen Sinne, kann dem Grafen Bülow unmöglich auf die Dauer entgehen. Deutschland steht heute schon isolirt genug da. Die Kosten trägt die deutsche Industrie nebst dem deutschen Handel.

Den Verhandlungen der Zolltarifkommission, die morgen beginnen, sehen die Schutzzöllner mit recht gemischten Gefühlen entgegen. Das hiesige Krupplatt bläst zum Sammeln aller Freunde des Tarifs. Darauf antwortet gereizt das Organ des Bundes der Landwirthe:

> Die Industrie hat die Landwirthschaft im Stiche gelassen, indem sie sich in ihren bedeutendsten Körperschaften mit großer Mehrheit gegen die gesetzliche Festlegung von landwirthschaftlichen Mindestzöllen aussprach. Dieser Entschluß bedeutet nichts anderes, als daß das Interesse der Industrie jedenfalls dem der Landwirthschaft vorangestellt werden muß, oder mit anderen Worten: daß gegebenenfalls die Landwirthschaft wiederum die Zeche bezahlen soll. Unter solchen Verhältnissen hat der Ruf zur Einigkeit einen recht naiven Beiklang. Wir sind heute noch geneigt und entschlossen, in einmüthigem Zusammenwirken mit der Industrie die Zollangelegenheit zu regeln, aber eine Einmüthigkeit ohne Gegenseitigkeit, ohne Parität ist undenkbar. Für andere Leute die Kastanien aus dem Feuer zu holen und der Einigkeit zuliebe die eigene Haut zu Markte zu tragen, dazu sind die Landwirthe und ihre Vertreter heute nicht mehr naiv genug.

Denen, die sich vor der Obstruktion fürchten, stärkt die „Kreuzztg." das Rückgrat:

> Den zaghaften Seelen aber, die eventuell zu einer Kapitulation vor der „Obstruktion" gewungen zu sein fürchten, ist entgegenzurufen, daß die „Obstruktion", wenn sie auch formell gesetzlich zulässig ist (Aha! Red. d. „Volks-Ztg."), dennoch thatsächlich einen ungesetzlichen Zustand darstellt, durch dessen Herbeiführung sich die Urheber ins Unrecht setzen und die Beratung für dann nothwendig zu erwartende wirksame Gegenmaßregeln zu tragen haben würden. Denn die Voraussetzung für die Möglichkeit des Bestehens des Parlamentarismus ist die Respektirung von Mehrheitsbeschlüssen durch die Minderheit. Ist die Fassung und Durchführung von Mehrheitsbeschlüssen unmöglich gemacht, so hat auch der Parlamentarismus thatsächlich sein Ende erreicht. Das müssen die Herren Obstruktionisten sich merken.

Wie verträgt sich das mit dem Jubel, mit dem die „Kreuz-Ztg." die von den Agrariern angekündigte Obstruktion gegen die Reform des Börsengesetzes begrüßt hat?

Endlich versichert die „Tägl. Rundsch." gegenüber Behauptungen in der Zentrumspresse:

> Die Verbündeten Regierungen halten an ihrer in der ersten Lesung des Zolltarifgesetzes klar präzisirten Stellungnahme unverbrüchlich fest und sind fest entschlossen, ihren ganzen Einfluß für den Entwurf einzusetzen.

Auch gegen die Agrarier? Da wird sich die Linke schon selbst helfen müssen.

Eine besondere Freude gedenkt der Abgeordnete Stadthagen der Zolltarifkommission und allen Zöllnern zu

---

Nachdruck verboten.

Waterlos.

Roman nach dem Französischen; frei bearbeitet von A. Wendt.

34)

Eines späten Nachmittags war er wieder bei Frau von Vareuil in deren Boudoir, als plötzlich die Klingel am Gitter ertönte und die Zofe meldete, daß der Marquis von Charny mit seinem Gepäck draußen wäre und Einlaß begehre. Bei der Nennung dieses Namens war Jean erblassend aufgesprungen; er befand sich in einer fatalen Lage. Er durfte nicht hinaus, ohne fürchten zu müssen, seinem Vater in die Arme zu laufen, blieb er, so mußte er darauf gefaßt sein, den ungeduldigen Marquis ins Zimmer stürzen zu sehen. Diana hatte augenblicklich ihre Kaltblütigkeit wieder erlangt. Durch Miene und Blick deutete sie Jean an, ruhig zu bleiben, wo er war, und sich nicht zu verrathen, dann ging sie zur Thür hinaus, diese hinter sich schließend. Es war hohe Zeit; schon ertönten der Schritt und die Stimme des Marquis im Vorzimmer.

„Guten Tag, schöne Nichte! Ich überrasche Dich, nicht wahr? Aber ich wollte nicht durch Neuvy reisen, ohne Dich begrüßt und Dir Nachricht von Emil gebracht zu haben. Sage, kannst Du mir auf drei, vier Tage Quartier geben? In meinem Alter darf ich das wagen, ohne Dich zu kompromittiren."

Sie hatte ihn in das Zimmer neben dem Boudoir geführt, und gab Befehl, ein Gemach für ihn herzurichten. Jean hörte die geringsten Bewegungen Charny's, das Klirren des Löffels im Glase, als er sich Grog bereitete. Er hielt sich mäuschenstill in seinem Fauteuil, wagte kaum die Lage der Beine zu verändern, obgleich er von einer nervösen Unruhe geplagt wurde. Seinetwegen berührte ihn das Zusammentreffen mit seinem Vater nicht sonderlich, aber wegen Diana mußte sein Hierlein verborgen bleiben und deswegen zwang er sich zur Ruhe und wagte kaum zu athmen, obgleich ihm dies Geheimthun unter der Mitwissenschaft der Kammerjungfer ungemein niederdrückend war. Endlich, endlich war das Zimmer für den Marquis bereit, und er entfernte sich. So wie er in demselben, das eine Treppe hoch gelegen war, untergebracht war, kam Frau von Vareuil zu Jean.

„Sie müssen fort, geschwind, kommen Sie!" sagte sie hastig zu ihm. Sie führte ihn nach der Hintertreppe nahe bei der Küche. „So, nun verschwinden Sie durch den Garten, eilen Sie, eilen Sie! Und wenn Sie zu Haus sind, lassen Sie sich von Niemandem sehen, während der Marquis hier weilt, was ungefähr zwei, drei Tage dauern wird. Seien Sie klug und halten Sie sich daheim, gehen Sie nirgends hin, ich werde Sie sofort von der Abreise benachrichtigen."

Sie zog sich eiligst zurück, und er entfernte sich schnell und so geräuschlos wie möglich, aber doch nicht so unbemerkt, wie er glaubte. Der Marquis, welcher zu seiner Nichte gekommen war, um alles sehr genau und aus nächster Nähe zu beobachten, hatte sein Amt bereits begonnen und stand an seinem Fenster, welches auf den Garten hinaus ging, hinter der Jalousie. Er sah einen anscheinend noch jungen Mann von lebhaften, eleganten Manieren in tadellosem Gesellschaftsanzug durch den Garten entfliehen.

„Wo kommt der Mann her?" fragte er sich. „Das steht sehr verdächtig aus ... Nun, ich bin hier, und man muß es sehr fein anfangen, wenn man mir Sand in die Augen streuen will."

Sein erster Gedanke war, die Jungfer zu befragen, aber er überlegte sich, daß dies Mädchen, welches sehr listig und verschmitzt aussah, gewiß ihre Herrin sofort davon in Kenntniß setzen würde.

Er verzichtete also darauf, irgend Jemand in sein Geheimniß einzuweihen und beschloß, selbst sehr genau aufzupassen. Er war wie immer höchst liebenswürdig und aufmerksam zu seiner Nichte, verließ sie aber niemals, und seinem wachsamen Auge entging keine ihrer geringsten Bewegungen. Während zweier Tage konnte er nichts Ungehöriges entdecken. Frau v. Vareuil ging nur in seiner Begleitung aus und empfing niemand. Der Marquis bemerkte auch weder auf der Promenade, noch an der Quelle, noch im Kurhause jemand Verdächtiges, die Herren dort waren zum größten Theil ältere Leute und wenig gefährlich. Jean blieb unsichtbar. Da nahm der Marquis zu einer List seine Zuflucht, von welcher er sich Erfolg versprach. Er kündigte an, daß er am nächsten Tage mit dem Mittagszuge nach Verviers fahren würde. Denn er rechnete so: Wenn meine Nichte einen Liebhaber hat, wird sie nicht verfehlen, ihm die Abreise des Störenfried's zu melden. Nun heißt's aufpassen, damit ich den Briefinhalt erfahre ... deshalb verdoppelte er seine Wachsamkeit und als Diana nach dem Frühstück bat, sich verabschieden zu dürfen, um einige Toilettenangelegenheiten zu erledigen, sagte er freundlich: „Laß Dich nicht stören, meine Liebe, ich werde mich während der Zeit im Salon auf den Divan legen und ein wenig ruhen."

Der Salon stieß an Diana's Boudoir und war von demselben nur durch eine herabfallende, schwere Portière getrennt, so hörte denn der sehr feinhörige Marquis nach Verlauf von wenigen Minuten das leise kritzelnde Geräusch einer Feder auf Papier. Der Divan stand unweit des Vorhanges, und er konnte von ihm, aufgerichtet mit langgestrecktem Halse durch eine Spalte in das Boudoir sehen und bemerken, daß Diana eilig auf einer vor ihr liegenden Schreibmappe schrieb. Herr von Charny legte sich auf den Divan zurück und rief bittend: „Liebe Diana, der Schlaf will nicht kommen, hast Du nicht in Deiner Bibliothek ein Buch, welches mir dazu verhelfen könnte?"

Die Bücher befanden sich eine Treppe hoch, Frau von Vareuil, mehr als je bemüht, ihrem Onkel zu gefallen, beeilte sich hinaufzugehen, um das Gewünschte zu holen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, trat der Marquis in das Boudoir, die Schreibmappe lag auf den Tisch, Charny öffnete sie, fand den noch nicht beendeten Brief und durchflog ihn. Er lautete: „Endlich reist der Marquis morgen mit dem Mittagszuge, und Ihre Haft ist dann zu Ende ... Ich erwarte Sie morgen Abend 8 Uhr ... Kommen Sie wie gewöhnlich durch den Garten ..."

Der Marquis unterdrückte einen Fluch, legte vorsichtig das Briefblatt in die Schreibmappe zurück, schloß dieselbe und legte sich wieder auf den Divan, wo ihn Diana halbschlummernd fand. Sie brachte ihm den „Werther".

„Ein deutscher Roman!" murmelte ihr Onkel schläfrig, „das ist mein Fall, da werde ich bald fest schlafen."

Als er die Gewißheit hatte, daß Diana mit ihren Toiletten-Angelegenheiten beschäftigt war, stand er auf, ging in sein Zimmer und schrieb nun seinerseits an Emil. — „Sobald Du meinen Brief erhältst, mache Dich, ohne auch nur eine Minute zu verlieren, auf den Weg, komme nach Neuvy und überrasche Deine Frau, welche über Deine Ankunft entzückt sein wird."

Dann verließ er heimlich das Haus, ging nach der Post im Dorf und warf selbst den Brief in den Kasten, nachdem er sich überzeugt hatte, daß derselbe am anderen Morgen früh an seinem Bestimmungsort einträfe. „So, Ihr Verliebten,

---

Neu eintretende Abonnenten erhalten den bereits erschienenen Theil dieses Romans auf Wunsch unentgeltlich nachgeliefert.